



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Meine Tochter? entgegnete der Marquis, indem er aufsprang, und alle Scheu vor den Schürzenzipfeln überwindend, dicht vor die Alte hintrat.

Meine Tochter? Madame, ein Wort statt vieler! Bin ich ein honetter Mieter? Antworten Sie!

Die Wittib nickte.

Gut! Bin ich ein pünktlicher Zahler?

Die Wittib nickte wieder.

Gut! Legen Sie Wert darauf, mich unter Ihrem Dache zu behalten?

Die Wittib nickte zum drittenmal.

Nun wohl, Madame, so ersuche ich Sie um zweierlei. Erstens, tragen Sie dafür Sorge, daß ich das warme Wasser zum Rasieren des Morgens mit dem Schläge sieben und nicht erst, wie heute und gestern, um halb acht erhalte, und zweitens, reden Sie nie mehr von meiner Tochter! Merken Sie sich: ich habe niemals eine Tochter gehabt und hoffe auch in Zukunft nie eine zu bekommen. So. Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte. Guten Abend, Madame!

Ehe sie recht wußte, wie ihr geschehn war, stand die Alte auf dem Vorjaal.

Dann aber ermannte sie sich, eilte, so schnell es die alten Füße erlaubten, die Treppe hinab, stülpte die Haube auf den Kopf und rannte ohne Aufenthalt die Kornpforte hinunter über den Entenpfuhl in die Engulgasse, wo ihre beste Freundin wohnte.

Denke Sie sich, Zimmermannin, rief sie nach Atem ringend, mein Franzose! Das Weibsbild ist gar nicht seine Tochter! Er hat mir alles haarklein erzählt. Nur das eine will mir nicht in den Kopf: wenn ers gewußt hat, weshalb hat er sich dann volle dreiundzwanzig Jahre mit ihr herumgeschleppt?

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Untergang des Hauses Obrenowitsch. Eine Republik zu gründen, ist heutzutage ein Kinderspiel im Vergleich mit der Aufgabe, eine neue Monarchie ins Leben zu rufen. Denn die Republik beruht auf irgendwelcher Mehrheit, die von selbst entsteht oder auch künstlich gemacht wird, eine Monarchie hat ihre Stärke in der Tradition, in der Geschichte, in der Erinnerung an gemeinsame Taten und Leiden, die Volk und Herrscherhaus verbindet, und das alles läßt sich nicht machen, es wächst und wird allmählich und schlingt ein Band der Treue, ein sittliches, nicht nur ein rechtliches Band um Fürst und Volk. Ist diese Tradition einmal auf längere Zeit unterbrochen, dann läßt sie sich sehr schwer wieder herstellen; ist sie gar nicht vorhanden, dann gehört eine ungewöhnliche Persönlichkeit dazu, sie einigermaßen zu ersetzen. England ist so klug gewesen, die 1649 mit der Hinrichtung Karls des Ersten vernichtete Monarchie nach kurzer Unterbrechung schon 1660 wieder herzustellen, und auch die sogenannte glorreiche Revolution von 1688 setzte nur eine weibliche Linie der Stuarts an die Stelle der beseitigten männlichen. In Frankreich dagegen war die Kluft, die die Revolution zwischen der Nation und dem bourbonischen Königshause aufgerissen hatte, so breit und so tief, daß dessen Wiederherstellung 1814 erst nach zweiundzwanzig Jahren und nur mit Hilfe der fremden Mächte gelang, und gerade deshalb nicht von Dauer war. Das Militärfaisertum Napoleons des Ersten konnte an die alte Monarchie nicht anknüpfen, weil es auf den Grundsätzen der siegreichen Revolution, auf der Volkssouveränität, dem Triebfande des allgemeinen Stimmrechts beruhte, und auch die alles überragende Persönlichkeit des Alleinherrschers vermochte diese Mängel nicht auszugleichen. Eben-

so wenig hat sich die demokratische Tyrannei Napoleons des Dritten zu behaupten vermocht; beide Gewalt Herrschaften gingen ruhmlos zu Grunde, als der Erfolg gegen sie schlug, und seitdem behilft sich Frankreich mit einer sich mehr und mehr demokratisierenden Verlegenheitsrepublik. Eine festere Grundlage hat doch das italienische Königtum, das zwar im größten Teile der Halbinsel auch auf Volksabstimmung gegründet ist, aber doch an sich auf erblichem Rechte beruht und von der Einheit und Unabhängigkeit der Nation nicht getrennt werden kann.

Wesentlich davon verschieden sind die Versuche des neunzehnten Jahrhunderts, auf dem Boden abgelöster christlicher Provinzen der europäischen Türkei neue Monarchien und neue Dynastien zu pflanzen. Das ist in Griechenland, in Bulgarien, in Rumänien gelungen, aber in diesen beiden Ländern nicht ohne schwere Erschütterungen. In Griechenland wechselte das Herrscherhaus durch die Revolution von 1863, und erst die junge dänische Dynastie scheint mit dem Volke fester zu verwachsen, seitdem sie sich den nationalhellenischen Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade zur Verfügung gestellt und bedeutende Erfolge in dieser Richtung errungen hat. In Bulgarien mußte Alexander von Battenberg, obwohl er rasch zum nationalen Helden geworden war, schon 1886 der Brutalität Rußlands weichen, und ob die Geschmeidigkeit seines Koburgischen Nachfolgers ausreichen wird, den jungen Thron zu besetzen, steht dahin. Nur in Rumänien haben die Weisheit und die Kraft des Hohenzollern Karl alle Erschütterungen zu vermeiden und eine stätige Entwicklung zu sichern vermocht, deren glorreiche Erinnerungen Fürst und Volk fester verbinden als irgendwo sonst auf der Balkanhalbinsel. Zugute kam hier der neuen Ordnung auch die Existenz einer starken grundbesitzenden, also an der Aufrechterhaltung der Staatsordnung besonders interessierten Aristokratie. Daß eine solche überall sonst auf der Balkanhalbinsel — außer in Bosnien — fehlt, war eine weitere Schwierigkeit für diese jungen Staaten, und überall ist das Einwurzeln der neuen fremden Dynastien besonders dadurch erschwert worden, daß sie eben vom Volke berufen und gemäß den liberalen Vorurteilen des Jahrhunderts durch demokratische Verfassungen beschränkt wurden, für die diese eben erst sich einer jahrhundertelangen Willkürherrschaft entwindenden Völker schlechterdings nicht reif waren. Die passendste Regierungsform wäre ein straffer, aber wohlwollender und aufgeklärter Absolutismus gewesen, wie die Erfolge einer solchen Verwaltung in Bosnien beweisen. Die Tradition vollends fehlte und mußte fehlen; sie wurde nur dadurch einigermaßen ersetzt, daß die Herrscher sie in sich selbst mitbrachten, daß sie an ihrem heimatlichen Hause und am gesamten europäischen Fürstenstande, dem sie angehörten, einen festen Halt hatten, also sich auch mit einem gewissen Nimbus umgaben, und daß sie jede Verflechtung ihrer Familie mit den Parteien ihres Landes vermieden, also die Stellung behaupteten, die allein dem Monarchen ziemt, die Stellung über den Parteien. König Karl von Rumänien hat wohl gewußt, warum er seinem Neffen und Thronfolger, dem Prinzen Ferdinand, die Genehmigung zur Vermählung mit einer Bojarentochter verweigerte.

In dem Bauernlande Serbien allein sind alle diese Bedingungen für die Befestigung einer neuen Monarchie nicht vorhanden gewesen, und darum ist dieses Land, obwohl es früher als alle andern Balkanstaaten seine Befreiung von der Türkenherrschaft errungen hatte, seit einem Jahrhundert aus wütenden Parteikämpfen und blutigen Gewalttaten nicht herausgekommen.

So ist die Katastrophe in der Nacht des 10. Juni nicht unvorbereitet gekommen, und sie ist ganz in dem Charakter der neuern serbischen Geschichte, eine Wiederholung der Gewalttaten von 1817, 1842, 1858 und 1868, aber in ihrer Entsetzlichkeit ohne Beispiel im modernen Europa. Die einzige Bluttat des letzten Jahrhunderts, die ihr einigermaßen an die Seite gestellt werden kann, ist die Ermordung Kaiser Pauls des Ersten von Rußland am 23. März 1801, aber Rußland gehörte damals noch weniger zu Europa als heute, und die Mörder begnügten sich mit einem Opfer, mit dem Tode eines halb unzurechnungsfähigen Autokraten,

vor dem kein Mensch seiner Umgebung mehr sicher war. Die Belgrader Mörderbande hat ein ganzes Herrscherhaus mitsamt seinem Anhange ausgerottet. Diese Offiziere waren zugleich eidbrüchige Verräter an ihrem Kriegshern und verfuhrten mit einer feigen Brutalität ohne gleichen, wohlbewaffnete Männer gegen einige weheloſe, in der Nacht überfallne Menſchen, darunter eine Frau! Man muß die ſchlimmſten Erinnerungen der türkiſchen, byzantiniſchen und altrömiſchen Geſchichte heranziehn, wenn man etwas ähnliches finden will, aber Türken und Römer ſtanden außerhalb des Kreiſes der chriſtlichen Kultur, und byzantiniſche Kaiſermörder handelten gewöhnlich in einer ſchrecklichen Zwangslage, die jede Schonung eines unfähigen Herrſchers unmöglich machte.

Von alledem war in Belgrad nicht die Rede, ſo begreiflich die Abneigung der Armee gegen den unmilitäriſchen König und ihre Erbitterung gegen den törichten Thronfolgeplan der Königin Draga geweſen ſein, ſo ſehr das alles zu einer Änderung der Regierung gedrängt haben mag. Und was für ein Volk, das die Schlächterei dieſer Schreckensnacht mit Befriedigung und Jubel, mit Muſik und Fahnen begrüßte! Was für eine Regierung, die den Königsmord in ihrer erſten Proklamation kaltblütig als eine Art von berechtigter, nur etwas unregelmäßiger Exekution behandelte! Wie die ganze Tat, ſo iſt auch das ſerbiſche Volk aus dem Rahmen der europäiſchen Geſittung hinausgetreten; barbariſch war die Tat und barbariſch iſt das Volk, das ſie unternahm oder billigte, und zwar nicht ſtillschweigend, ſondern amtlich durch ſeine geſetzliche Vertretung! Es hat damit den Mord und die Militärrevolte aus Zweckmäßigkeitgründen unter die erlaubten politiſchen Mittel dieſes kulturſtolzen zwanzigſten Jahrhunderts wieder eingeführt. Etwas andres als die Zweckmäßigkeit wagen doch ſogar die Serben nicht zur Rechtfertigung anzuführen, auch für die Ausrottung der ganzen Verwandtſchaft und der vornehmſten Anhänger des Königs nicht, denn „vereinfacht“ hat dieſes radikale Verfahren die Lage allerdings ſehr. Wir werden alſo darauf gefaßt ſein müſſen, daß man in Serbien demnächſt auch Parteigegner in dieſer Weiſe aus dem Wege räumt, damit die Lage „vereinfacht“ werde, und vielleicht macht dieſe Praxis auch anderwärts Schule.

Überhaupt die Zukunft! Es iſt doch mehr als naiv, wenn die Serben und neben ihnen auch die Ruſſen zu glauben behaupten, aus der entſetzlichen Bluttat könne eine glückliche Zukunft für Serbien erblühen. Die Geſetze der bürgerlichen Moral gelten allerdings nicht unbedingt für die Politik, wo der Gegenſatz zwischen dem poſitiven Recht und dem lebendigen Bedürfnis eines Volks den Staatsmann nicht ſelten in ſchweren Pflichtenkonflikt hineintreibt, aber die Lehre von der Berechtigung des politiſchen Mordmords iſt heute auf die Anarchiſten beſchränkt; eine politiſche Partei, die ihn übt, negiert wie ſie den Staat, denn ſie verſtößt gegen ſeinen oberſten Zweck, der ein ſittlicher iſt. Und wie ſollen ſich die Kameraden dieſer eidbrüchigen Offiziere, wie ihre Soldaten künftig zu ihnen ſtellen? Wenn ſie dieſe Verräter und Mörder unter ſich dulden, ſo machen ſie ſich moraliſch zu ihren Miſſchuldigen, und tun ſie das nicht, ſo kommt die Spaltung in die Armee, die ohne Zucht und Treue überall zu einer bewaffneten Bande entartet. Und wie ſoll ſich der neu erwählte König Peter Karageorgiewiſch, wie es ſcheint, ein welterfahrener und entſchloſſener Mann, zu dieſem Heere ſtellen, wie kann er ihm vertrauen? Wird er es wagen können, die Urheber des Königsmords zu beſtrafen, wie der Zar es fordert, oder wenigſtens zu entfernen und ſomit der ſittlichen Empfindung eine Art Genugtuung zu geben? Und wenn er das nicht kann, dann muß er durch die Tat doch ſtillschweigend billigen, was er in Worten gebrandmarkt hat. Klüger und glücklicher als die Obrenowitſch ſteht er durch ſeine Gemahlin Zorka von Montenegro nicht nur mit dieſer kleinen Dynaſtie, ſondern auch mit dem italieniſchen Königshauſe in verwandſchaftlichen Beziehungen, und das mag ihm einen gewiſſen Anhalt geben, aber er iſt eben tatſächlich auch nur ein König von Volkes Gnaden, obwohl er ſich in ſeiner Proklamation nach napoleoniſchem Vorbilde auch als „von Gottes Gnaden“ bezeichnet, und er wird ſich eine ſehr demo-

kratische Verfassung gefallen lassen müssen, die der Krone zu wenig Macht übrig läßt. Wie leicht kann er da ausgleiten auf den blutbesudelten Stufen dieses Throns!

Es gäbe nur ein sichres Mittel, das tief erschütterte öffentliche Recht und damit die Zukunft des serbischen Volks zu sichern: die Unterwerfung durch eine europäische Großmacht, die nur Österreich sein könnte, wie es das unter Prinz Eugen gewesen ist und heute in Bosnien geworden ist, aber davon kann, wie die Dinge heute liegen, keine Rede sein. Es gibt keinen Areopag, der über politische Verbrechen wie das Belgrader richten könnte; dazu steht unser europäisches Gemeingefühl zu tief und das Selbstbewußtsein der Völker zu hoch.

Die Großmächte werden vielmehr, wenn die Ruhe in Serbien erhalten bleibt, nicht einschreiten, dafür bürgt schon das österreichisch-russische Einvernehmen; sie werden alle auch den neuen König nach einiger Zeit anerkennen. Ihn persönlich zu empfangen, werden sich allerdings die Höfe wohl Zeit nehmen, und wie ihre Heere sich künftig zu den serbischen Offizieren stellen werden, das kann man ihnen ruhig überlassen. Aber das Interesse Europas für das Serbenvolk, das Ranke vor mehr als siebenzig Jahren (1829) begeisterte, die Geschichte seiner Befreiung zu schreiben, ist auf den Gefrierpunkt gesunken, und der großserbische Traum von einer Vereinigung der Serben in Ungarn und in Bosnien mit dem Königreich wird nirgends Teilnahme mehr finden außer etwa in Rußland. Man weiß ja ziemlich sicher, daß ein Erlöschen der österreichischen Herrschaft über diese Gebiete das Signal zu einem wütenden Bürger- und Religionskriege sein würde. Vollends das Experiment mit der Gewährung auch nur einer halben Selbständigkeit für eine andre Provinz der europäischen Türkei werden die Großmächte nach den jüngsten Erfahrungen schwerlich zu wiederholen geneigt sein. Das Recht eines Volks auf ein selbständiges politisches Dasein zu begründen, dazu reichen der Anspruch auf ein solches und eine gewisse Tapferkeit nicht aus; dazu gehören auch gewisse sittliche Eigenschaften und eine einigermaßen selbständige, wertvolle Kultur. Von diesem Standpunkte aus haben nach dem Urteil von Kennern unter allen Südslawen wahrscheinlich nur die Bulgaren eine politische Zukunft. *

Das Dienstehommengesetz der preußischen evangelischen Pfarrer und die Not der Hilfsprediger. Das vorstehend genannte Kirchengesetz vom 2. Juli 1898, sowie das Dienstehommengesetz für Volksschullehrer in Preußen vom 3. März 1897 sind gegeben worden auf lautes und dringendes Verlangen der betreffenden Kreise, scheinen aber das Gegenteil von dem bewirkt zu haben, was sie bewirken sollten. Was die Lehrer anbetrifft, so kommt noch die Erfüllung eines zweiten dringenden Wunsches hinzu, nämlich die Gewährung des freiwilligen oder unfreiwilligen Militärdienstjahres. Die Folge davon ist ein nun schon mehrere Jahre dauernder empfindlicher Lehrermangel. Und aus den Kreisen der Pastoren, denen, wenn auch nicht in reichlicher Abmessung gewährt worden ist, was sie dringend wünschten, erhebt sich ein Notschrei nach dem andern — besonders in der Provinz Sachsen und in Pommern. Wir wollen nicht vermuten, daß daran eine gewisse Begehrlichkeit, die Nahrung erhalten hat, schuld ist, es sind wirklich Notstände entstanden, die vor der Erlassung der Besoldungsgesetze nicht in der Weise zu spüren waren, und dies, nachdem der Staat und die Gemeinden viele Millionen beigesteuert haben. Der Grund liegt in einer falsch eingerichteten Gehaltstala. Was die Lehrer anlangt, so ist der Endgehalt ausreichend, die Anfangsgehälter sind jedoch völlig unzureichend. Ein einstweilig angestellter Lehrer erhält vier Fünftel des Grundgehalts, also, den guten Durchschnitt mit 1000 Mark angenommen, 800 Mark. Das ist völlig unzureichend. Wird man verlangen können, daß sich der einstweilig angestellte Lehrer auch einen provisorischen Magen einhänge? Der Unterschied in der Besoldung der provisorisch und der endgültig angestellten Lehrer würde nur dann gerechtfertigt sein, wenn die zweite Stufe mehr als das Notwendige gewährt, er ist aber nicht gerechtfertigt, wenn in dem ersten Falle unter

das Unerläßliche hinuntergegangen wird. Die ganze Skala leidet an dem Fehler, daß die Anfangsgehälter bis zur Mitte der Skala viel zu knapp bemessen sind.

Daselbe ist der Fall bei der Gehaltskala der Geistlichen; sie beginnt mit 1800 Mark und steigt bis auf 4800 Mark. Die Stellen, die über 4800 Mark Einkommen haben und nicht unter dem Gesetz stehen, lassen wir hier außer Betracht. Vor Erlaß des Gesetzes gab es eine weit größere Zahl von Pfarrstellen, die einen befriedigenden Anfangsgehalt hatten, später freilich nicht stiegen, und ein Geistlicher, der auf einer solchen Stelle sitzen blieb, war freilich schlimm dran; früher litten die ältern Jahrgänge der Pastoren, jetzt leiden die jungen Jahrgänge. Denn um ein zureichendes Endgehalt zu schaffen, hat man den Anfangsgehalt so sehr hinabgedrückt, daß er nicht mehr zureicht. 1800 Mark, und wären es auch 2000 Mark, sind für einen studierten, den gebildeten Ständen angehörnden Mann mit Familie ungenügend, ganz besonders wenn er auf dem Lande zu leben gezwungen ist. Es ist leicht nachzuweisen, daß hohe Gehaltsbeträge, die nur wenig Jahre gezahlt werden, die Klasse weniger belasten, als mittlere, die die ganze Amtszeit zu entrichten sind. Auch fallen die hohen Beträge angenehm in die Augen, und man ist geneigt zu sagen: Was hat es denn nun für Not? die Geistlichen haben ja 4800 Mark Einkommen. Der psychologische Vorgang bei diesem Urteil ist ganz derselbe wie bei Betrachtung eines Lotterietickets, wobei vor den großen Zahlen mit den vielen Nullen die kleinen Gewinne und die Rielen verschwinden. Wir müssen demnach das Diensteinkommengesetz als ein Geschenk bezeichnen, das wohl die ältern Geistlichen einigermaßen befriedigt, die jungen Geistlichen aber in eine peinliche und nicht ungefährliche Lage versetzt, den geistlichen Stand herabdrückt, und die kirchlichen Interessen schädigt.

Hier möge mir erlaubt sein, die Frage aufzuwerfen: Wozu denn eigentlich diese als unvermeidlich angesehenen Gehaltskalamitäten? Wenn ein Beamter im Verlaufe der Dienstzeit in ein höheres Amt einrückt, das größere Verantwortung mit sich bringt, größere Gaben voraussetzt oder intensivere Arbeit fordert, so ist eine höhere Bezahlung in der Ordnung; wenn aber im Verlaufe der Amtszeit die Tätigkeit nicht wechselt, wie beim Geistlichen, beim Volksschullehrer und zum Teil auch beim Gymnasiallehrer, so ist eigentlich ein steigendes Einkommen nicht begründet. Oder soll auf das steigende Bedürfnis Rücksicht genommen werden, so ist nicht einzusehen, warum ein alter Herr mit schwachem Magen noch zwei- oder dreimal soviel Einkommen haben soll wie ein junger Mensch mit seinem gesunden Appetit. Oder soll auf die Kosten des Haushalts, die Erziehung der Kinder gerechnet werden, so weiß jeder, daß die größten Ausgaben auf die Zeit vom vierzigsten bis zum fünfzigsten Jahre fallen, wenn die Söhne in die Stadt auf das Gymnasium geschickt und die Töchter in die höhere Töchterschule oder in die Pension gegeben werden, nicht aber in die Zeit der hohen Gehaltsstufen. Hat es Sinn, den jüngern Geistlichen, während er unter schwierigen Verhältnissen mit Aufgebot aller Kräfte arbeitet, darben zu lassen und ihm, wenn er stumpf geworden ist, eine fette Prämie zu geben?

Alles das verschuldet die unvermeidliche Skala. Man könnte das Einkommen individueller abmessen, aber das würde Unbequemlichkeiten mit sich bringen, und dagegen sind die hohen Behörden ganz ausnehmend empfindlich, und so wird es wohl bis auf weiteres bei der herkömmlichen Skala bleiben, so wenig gerechtfertigt sie auch sein mag.

Die Übelstände, die das Gesetz vom 2. Juli 1898 mit sich gebracht hat, treten nun am schärfsten hervor in der Provinz Sachsen und in der Provinz Pommern. In Sachsen sind von den Kirchenbehörden die Bedürfnisse der Provinz um 300 000 Mark zu gering angegeben worden, da man Einkommenverzeichnisse zu Grunde legte, die nicht mehr zutreffend waren, da inzwischen die Ackerpachten, aus denen das Einkommen der meisten Pfarrstellen besteht, rapid zurückgegangen waren. So ist es gekommen, daß die vom Gesetz geforderten und von Miquel in

feierlicher Weise zugesicherten Gelder nicht da sind, und daß das Gesetz nicht voll ausgeführt werden kann. Die Sache ist zweimal im Landtage und einmal im Herrenhause zur Sprache gebracht worden, aber der Vertreter der Regierung stellte sich kühl auf den formalen Standpunkt und erklärte: Ihr habt bekommen, was ihr gefordert habt, mehr gibt es nicht. Und die hohe Staatsregierung hielt sich mit Entschlossenheit die Taschen zu — in denen nämlich nichts war.

In Pommern — auch in andern Provinzen, jedoch nicht in demselben Maße wie dort — ist ein besondrer Notstand hervorgetreten, nämlich der, unter dem die Hilfsprediger leiden. Dafür, daß es einen Überschuf von Kandidaten der Theologie gibt, und daß manche warten müssen, bis sie im eigentlichsten Sinne des Wortes grau geworden sind, dafür kann weder der Staat noch die Kirche verantwortlich gemacht werden. Es ist übrigens dem Kandidaten ganz heilsam, wenn ihm, ehe er ins Amt tritt, im Schuldienste oder in Hauslehrerstellen Gelegenheit gegeben wird, die Welt mit eignen Augen und nicht durch Vermittlung des Druckpapiers oder unter pastoralem Gesichtswinkel kennen zu lernen. Kam er nun spät ins Amt, so hatte er zwar einige Jahre verloren, aber der Verlust wirkte nicht auf die Zukunft. Es war ihm, da jede Stelle selbständig war, und die Altersgrenzen für die Bewerbung weit gesteckt waren, immer noch möglich, in hohe Stellen einzurücken. Jetzt ist es ihm bei normalem Verlaufe nicht mehr möglich, da eine Dienstaltersskala besteht, und jedes Jahr, das vor dem Antritt des Amtes verloren geht, nicht wieder eingebracht werden kann. Es drängt also alles ins Pfarramt; Hauslehrer sind kaum noch zu haben. Das Konsistorium in Stettin hat nun eingesehen, daß der Nachteil des Dienstaltersgesetzes bei der großen Zahl der Kandidaten dadurch einigermaßen ausgeglichen werden kann, daß möglichst viel Hilfsprediger ordiniert werden. Damit übernimmt aber die kirchliche Behörde die Verantwortung für ihre Hilfsprediger, ja schon dadurch, daß sie einen Kandidaten aus einer zulänglichen Schulstelle abberuft und ihn zur Vertretung einer Vakanz oder zur Hilfe für einen Geistlichen verwendet.

Nun beginnt für den armen Kandidaten oder Hilfsprediger eine schwere Zeit, denn die für Hilfsprediger ausgeworfnen Beträge sind in Pommern geringer als in andern Provinzen und völlig unzureichend. Man versendet von Stettin aus eine Sammlung von Auszügen aus Briefen einer großen Anzahl von Hilfspredigern, die zeigen, daß ihre Lage in der Tat unhaltbar ist. Zu dem geringen Einkommen kommt noch hinzu der Umstand, daß alle Kandidaten, die nicht von Haus aus Mittel besitzen oder sich als Hauslehrer auf guten Stellen Geld verdient haben, mit Schulden ins Amt kommen. Die gestundeten Honorare von der Universität her im Betrage von 300 bis 400 Mark müssen bezahlt werden, wozu noch 1000 Mark und mehr kommen, die für den Militärdienst verwandt worden sind und haben geborgt werden müssen. Es kommt ferner hinzu, daß manche der Hilfsprediger heiraten, nachdem der Brautstand eine lange Reihe von Jahren gedauert hat, oder weil es nicht möglich ist, in einem entlegnen Winkel der Provinz und auf dem Lande ohne eignen Hausstand zu leben. Man heiratet also auch auf Stellen, die nur kommissarisch verwaltet werden. Als im vorigen Herbst in Stettin auf dem Deutschen Pfarrervereinstage diese Umstände in Gegenwart eines Mitgliedes des Konsistorii zur Sprache gebracht wurden, mußte dieses Mitglied aus eigener Kenntnis mitteilen, daß gerade damals drei Hilfsprediger mit ihren Frauen, die in gesegneten Umständen waren, auf der Straße lagen. Und wenn es auch nicht soweit kommt, 1500 Mark, 1200 Mark sind für einen Geistlichen und seine Familie nicht ausreichend. Oder wenn ein Hilfsprediger bei freier Station 25 Mark monatlich erhält, so kann er sich davon noch nicht einmal anständig kleiden. Oder wenn er bei Vertretung einer Vakanz im leeren Pfarrhause wohnen muß und Traktament vom Gutshofe zu beziehen hat und später die Amtswohnung in einem außerhalb des Dorfes liegenden baufälligen Chauffeehause angewiesen bekommt — und solcher Fälle wären eine ganze Reihe aufzuführen —, so ist das unwürdig. Es ist unmöglich, daß bei einem solchen

Leben die Amtsfreudigkeit und die Arbeitskraft keinen Schaden erleiden. Was soll der Hilfsprediger tun? Er vermehrt seine Schulden und wird die Zeit seines Lebens nicht wieder los; denn wenn er wirklich auch Pfarrer wird, so ist sein Einkommen so gering, daß es nur für die nötigsten Lebensbedürfnisse ausreicht, nicht aber dazu, Schulden abzustößen.

Solche Zustände darf die Kirche, und darf der Patron der Kirche, der Staat, nicht dulden. Man hat eine Besoldungsordnung herausgebracht, man soll aber seine Arbeit nicht halb tun, man soll nicht dem Manne gleichen, der ein Haus baut und an den Ziegeln auf dem Dache spart. — Aber was kann getan werden? Die königliche Staatsregierung hält sich nach wie vor mit Entschiedenheit die Tasche zu! Der wird sich ein Verdienst um unsre armen Hilfsprediger erwerben, der die hohe Staatsregierung darauf aufmerksam macht, daß jetzt wieder etwas in der Tasche ist. Preußen ist ein Eisenbahnstaat. Die Eisenbahnen haben im verfloßnen Vierteljahr dreißig Millionen mehr eingebracht, als veranschlagt worden war. Also bitte, die Hand nur ein klein wenig von der Tasche!

Die Seele des Negers. Es sind vierhundert Jahre, da stritten sich die Weisen des Abendlandes, ob der Neger eine Seele habe, und ob man ihn zum Christen machen dürfe, und es sind fünfzig Jahre, da behaupteten grundgelehrte Männer in Europa und in Nordamerika, der Neger gehöre zu einer besondern Art von Säugetieren, die vom weißen Menschen durch eine weite Luft getrennt sei. Groß ist noch heute die Zahl Gelehrter und Angelehrter, die dem Neger die Fähigkeit des geistigen Fortschritts durch Erziehung und Bildung absprechen. Wie wichtig diese Dinge sind, hat uns jüngst Wilhelm von Polenz in den Grenzboten (Nr. 11 und folgende) gezeigt, wo er die Bedeutung der Negerfrage in den Vereinigten Staaten von Amerika erörterte; aber die Neger von Nordamerika sind nur der zwanzigste Teil der Neger von Afrika, und es gibt mehr als 200 Millionen Neger auf der Erde. Die Frage: Was können die Neger? und: Was können die Neger werden? ist also eine Frage der Menschheit. Daß sie Deutschland nahe angeht, liegt auf der Hand, schon weil es in Afrika gegen zwölf Millionen Neger in seinen Schutzgebieten als Untertanen zählt; aber Deutschland hat schon zu Herders Zeit das tiefste und wärmste Interesse für alle Humanitätsfragen gehegt, und die Zeit der Weltwirtschaft und der Weltpolitik kann dieses Interesse nur vertieft haben. Hier liegt nun ein kleines Buch vor uns, worin ein Neger sein Aufsteigen vom Sklavenkind zu einem der geistigen Führer seines Volkes erzählt;* es ist ein Buch, das hoffentlich viele Leser findet. Wir wünschen ihm das nicht als äußern Erfolg, sondern vor allem, weil wir uns freuen, daß endlich in den langen Auseinandersetzungen über die Neger ein Mann dieser Rasse selbst das Wort ergreift; das ist zwar früher schon dagewesen, aber sehr selten. Die einfachste Gerechtigkeit verlangt, daß nicht beständig in Abwesenheit derrer verhandelt werde, die von uns angeklagt und verteidigt werden. Unserer Gerechtigkeitsliebe ist es eine Genugtuung, daß ein Neger das Wort für die Seinen führt, und wir empfinden das doppelt wohlthuend, weil es so ernst und sachlich geschieht. Booker Washington hat seine frühesten Jugendjahre als Sklave verlebt, hat sich nach der Befreiung unter den größten Schwierigkeiten mit Hilfe wohlthätiger Weißer eine tüchtige Bildung erworben und leitet heute in Georgia eine große technische Schule für Neger, die er in der Überzeugung begründet hat, daß das Heil der Neger, besonders in den Südstaaten der Union, nicht in der Politik, sondern in ihrer geschickten und fleißigen Teilnahme am Wirtschaftsleben liege. Wir erfahren aus dem Vorwort, daß er in dieser Richtung auch schon den deutschen Kolonien Dienste geleistet hat, denen er Lehrer des Baumwollenbaus zur Verfügung stellen konnte. In dem Verfasser dieses Buches haben wir einen der besten Typen der Neger, das zeigt schon sein

*) Booker T. Washington, Vom Sklaven empor. Eine Selbstbiographie. Autorisierte deutsche Übersetzung von Estelle Dubois-Reymond. Mit einem Vorwort von Ernst Bohnen, Konsul a. D. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Bohnen), 1902.

Bild, das dem Bande vorangestellt ist; er gehört nicht der west- und innerafrikanischen Negerrasse an, aus der die Mehrzahl der einstigen Sklaven in den Vereinigten Staaten stammte, seine geistig interessante und moralisch wohlthuende Physiognomie mit dem gelassenen Ausdruck glauben wir bei den dunkeln Völkern der Seenregion und bei Galla, Wahuma und Verwandten gesehen zu haben, die Sergi als Verwandte seiner mittelländischen Rasse auffaßt. Mischblut scheint er nicht zu sein. Daß er und seinegleichen auch unter den Farbigen der Vereinigten Staaten nicht häufig sind, ergibt sich aus seiner eignen Lebensbeschreibung, in der auffallend wenig von gleichgesinnten und gleichstrebenden Farbigen die Rede ist; seine Freunde und Helfer hat er hauptsächlich unter den Weißen gefunden.

Booker Washington gehört zu der nicht zahlreichen Gruppe moralisch eindrucksfähiger, warmherziger Farbiger, aus der so manche aufopfernde Missionare und Missionsgehilfen, Prediger und Lehrer, besonders in den Methodistens- und den Baptistengemeinden, hervorgegangen sind. Mitten in seinem eifrigen Bildungsstreben empfing er die tiefsten Eindrücke fürs Leben von den uneigennütigen weißen Männern und Frauen, die nach dem Kriege freiwillig ihre Kräfte den Farbigen widmeten. Was er von diesen gelernt hat, verzeichnet er mit rührender Dankbarkeit, seien es nun die Grundbegriffe der Reinlichkeit und der Ordnung bis herunter zu der Zahnbürste, deren Einführung unter den Negern er eine große Kulturbedeutung zuschreibt, oder der Mut und die Ausdauer im Wirken für seine Nebenmenschen. Hier haben wir offenbar einen Grundzug der bessern Negernatur, der sich nach unten bis zur gewöhnlichen Gutmütigkeit abstuft. Es ist nicht zu verkennen, daß die gedrückte Lage der Farbigen zur Entfaltung altruistischer Gefühle in diesem Charakter selbst beiträgt, denn sie müssen wünschen, daß solche Gefühle ihnen selbst entgegengebracht werden. „Je hilfsbedürftiger eine Rasse ist, je tiefer die Kulturstufe, auf der sie steht, um so höher steigt derjenige, der sich ihrer annimmt,“ ist ein Satz, der zwar sehr ethisch klingt, aber niemals der Grundgedanke der Rassenpolitik einer höhern Rasse sein wird. Es ist ein Anklammern des Schwächern an Humanitätsgrundsätze, die der Stärkere nur mit dem Munde bekennt, ein verführerisches Sichhinwegtäuschen über die zum Erfolg wahrhaft notwendigen Eigenschaften einer Rasse oder eines Volkes.

Das Bildungsstreben der Freigelassenen schildert uns Booker Washington mit lebhafter Farbe. Es war darin nur bei ganz wenigen die klare Erkenntnis von dem Werte des Wissens für das praktische Leben, wie sie diesen Neger beseelt, der in Richmond Schiffe ausladen half, in Neuengland als Kellner diente und manchmal auf der Straße schlief, um die Negerschule in Hampton erreichen zu können, wo er sich dann den Unterricht mit Pförtnerdiensten erkaufte; es waren bei vielen ganz unklare Vorstellungen von dem Wert des Lesens und Schreibens, Fertigkeiten, die wie ein Zauber von allen Sorgen des Lebens befreien sollten. Die ältern Leute wollten um jeden Preis vor ihrem Tode noch die Bibel lesen, und in dieser Absicht besuchten Männer und Frauen von 75 Jahren die Abendschulen, die nach dem Kriege allenthalben im Süden von begeisterten Freunden der Neger eröffnet wurden. Wie unklar dieses Bildungsstreben war, und wie irreführend es auf seine Rasse wirkte, sah Booker bald ein. Von der Auffassung, daß Bildung dazu diene, ein bequemes, angenehmes Leben zu führen, wurde er durch das Beispiel weißer Männer und Frauen befreit, die er zu idealen Zwecken hart arbeiten sah; von ihnen lernte er den Wert ehrlicher Arbeit schätzen, die Selbstvertrauen und Selbstständigkeit bei dem hervorrufft, der das Bewußtsein hat, etwas für die Welt zu leisten. Auf der andern Seite hatte er die abschreckenden Beispiele der neu-modisch gebildeten Neger, die als Prediger oder Lehrer auftraten, wenn sie kaum lesen konnten. Diesem unklaren und unpraktischen Streben stellt er den echt amerikanischen Grundsatz entgegen, daß nur die Arbeit dem Neger die Rechte zurückbringen werde, die ihm durch die Sklavenbefreiung vorzeitig gegeben worden waren, und die er im ganzen Süden größtenteils durch seine eigne Unreise wieder verloren hat. In einer höchst lesenswerten Rede, die er 1895 bei der Eröffnung

der Gewerbeausstellung in Atlanta hielt, gab er die Parole aus: Wir müssen von unten anfangen statt von oben, wir werden nur Erfolg haben, wenn wir die Würde und Herrlichkeit der Arbeit begreifen lernen, wenn es uns gelingt, die gewöhnlichen Handierungen des Lebens mit Verstand und Geschick zu durchgeistigen. Mit dem Optimismus seiner Rasse glaubt er an ihre Gleichberechtigung auf allen Gebieten, mit der Kritik, die er von den Weißen gelernt hat, erklärt er aber, daß sie ihr Recht nur erlangen werde, wenn sie Vermögen, Intelligenz und Charakter erworben haben werde.

Eigentümlich mutet uns der Stolz an, mit dem Booker Washington von seiner Rassenangehörigkeit spricht; er kann allerdings nur einer Natur eigen sein, die aus dem harten und ungleichen Kampfe, den sie zu bestehn hat, Kraft und Selbstvertrauen schöpft; aber die Gefahr der Selbstüberschätzung liegt ihm außerordentlich nahe. Er zitiert den Ausspruch des bekannten Negerpolitikers Fredrick Douglass, als er gezwungen wurde, im Gepäckwagen der Eisenbahn zu fahren: „Niemand kann die Seele, die in mir ist, entehren.“ Doch zählt er mit der Auf richtigkeit, die einen Teil seiner Bedeutung ausmacht, so viele Züge auf, die das Charakterbild des Durchschnittsnegers noch entstellen, daß wir seine hohe Meinung von der Zukunft der Neger nur als den Ausdruck einer festen Hoffnung auffassen können, die in eine ferne Zukunft hinausgerichtet ist. Booker Washington und seinesgleichen wird es immer geben, aber sie werden auch immer als Ausnahmen aus diesem weiten dunkeln Meer der nordamerikanischen Negerbevölkerung hervorragen. Das Ziel ihrer Arbeit wird allem Anschein nach nicht die Hebung dieser ganzen Masse, sondern die Auslese sein, die in Jahrhunderte dauernder opferreicher Arbeit immer mehr von den bessern Elementen aus ihr herauszieht und heraufhebt.

Auch für den Beurteiler der Völker weißer Rasse enthält dieses Buch wichtige Lehren. Die Zeitungen verweilen, wenn sie von der großen Rassenfrage Nordamerikas sprechen, in der Regel bei den mehr oder weniger gewalttätigen Repressivmaßregeln und mit besondrer Vorliebe bei den Lynchskandalen. Hier lernen wir die andre Seite des nordamerikanischen Charakters wieder kennen, die vor vierzig und fünfzig Jahren die Riesenofer für die Befreiung der Sklaven brachte: schrankenlose Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit, unerschütterlichen Glauben an die Macht der Erziehung, freudige Anerkennung der Leistungen Tieferstehender. Gewöhnen diese Charakterzüge zum Beispiel in der Verwaltung der Philippinen das Übergewicht über Roheit und Gewinnsucht, so würde dort sogar die Eroberungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika glänzend gerechtfertigt sein.

Friedrich Razel

Ein französischer Historiker, M. Emile Olivier, de l'Académie française, schreibt in der Revue des deux mondes 1903, 15. Avril, im zweiten Satz seines Artikels: Un cas de conscience diplomatique en 1866 wörtlich folgendes in Bezug auf das preußisch-italienische Kriegsbündnis:

Sans cette alliance, Bismarck n'eut pas réussi à entraîner son roi, assailli de tous les côtés de supplications pacifiques par sa mère, par sa femme, par son fils . . . etc.

Also ist König Wilhelm der Erste damals auch von seiner Mutter bestürmt worden, Frieden mit Österreich zu halten! M. Olivier, der Mann, der 1870 „Leichten Herzens“ Napoleon zur Kriegserklärung gegen Preußen nötigte, hätte seitdem wohl Veranlassung und Zeit gehabt, sich soviel mit der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu befassen, wie nötig ist, zu erfahren, wer König Wilhelms des Ersten Mutter war. Er ist aber nun membre de l'Académie und gehört also zu den 40 auf Lebenszeit Unsterblichen. Da wollte er, wie es scheint, auch etwas tun, was seinen Namen noch über den Tod hinaus bekannt erhielt: er blamierte sich unsterblich. Was wohl die übrigen 39 membres dazu sagen werden? Es sind doch Leute darunter, die von der Königin Luise etwas wissen.

